

Die Rolle des geistigen Eigentums im Kapitalismus der Gegenwart

Christian Schmidt

Die Debatten um das geistige Eigentum sind so alt wie der Kapitalismus, denn sie sind im Wesentlichen ein Ausdruck der Reorganisation kultureller Produktionsprozesse durch die kapitalistische Ökonomie und begannen schon »um 1500 im Zuge der Verbreitung des Buchdrucks und kapitalistischen Buchhandels« (Siegrist 2010, 11)¹. Diese Auseinandersetzungen wurden in »den aristokratischen, städtisch-patriarchalen, berufsständischen oder absolutistischen Gesellschaften der frühen Neuzeit [...] jedoch [noch] massiv behindert.« (ibid.) Das änderte sich erst, als die feudalen Strukturen in der gesamten Gesellschaft ihre Wirksamkeit verloren. Im Gefolge der bürgerlichen Revolutionen in England, Amerika und Frankreich ergriffen auch die kulturellen Eliten der neuen Ära ihre Chance, vom sich ausbreitenden ökonomischen Modell des Kapitalismus zu profitieren, das auf der Umwandlung von feudalen Privilegien und Besitztümern in Eigentum basierte. Über Eigentum konnten dabei diejenigen, die es innehatten, freier verfügen als über den an feudale Machtbeziehungen gekoppelten Besitz, der ihnen bisher zugestanden worden war. Die Sehnsucht nach einer Liberalisierung der Elitenkultur, in der die Gruppen der Konsumierenden und Produzierenden damals weitgehend identisch waren, ist daher gar nicht von den »nicht nur moralischen Ansprüchen auf Anerkennung des Werks und der Person« zu trennen, die konkret Ansprüche auf »Vermögensrechte« waren. (vgl. ibid., 12f.)

Die Form der ökonomischen Gratifikation von erfolgreich für andere erbrachten Leistungen durch die Übertragung von Eigentum und die Idee der Freiheit als einer Sphäre, in der eine weitgehende Autonomie gewährleistet ist, sind eng miteinander verbunden. Die Verfügung über das so erworbene Eigentum ist die materielle Basis für das private Leben und die aus ihm abgeleitete Partizipation an der Öffentlichkeit. Ein Zusammenhang, der in der frühbürgerlichen Elitenkultur allgemein bekannt und anerkannt war, obwohl die Produktion der Kultur zunächst vielfach noch weitgehend unabhängig von unmittelbarer Gratifikation erfolgen konnte, weil viele der Produzierenden über Einkommensquellen verfügten, die unabhängig von ihrem kulturellen Schaffen waren.

Namen wie Walter Scott und Ludwig van Beethoven erinnern aber an den beginnenden Trend einer unmittelbaren Abhängigkeit der geistigen Produktion von Entlohnung nach den Regeln des kapitalistischen Paradigmas, auch wenn die bürgerliche Kunst von dieser äußeren Einschränkung ihrer Autonomie, dem Anspruch nach, innerlich frei bleiben sollte, wie eine von Horkheimer und Adorno zitierte Anekdote bezeugt:

Der todkranke Beethoven, der einen Roman von Walter Scott mit dem Ruf: »Der Kerl schreibt ja für Geld« von sich schleudert, und gleichzeitig noch in der Verwertung der letzten Quartette, der äußersten Absage an den Markt, als überaus erfahrener und hartnäckiger Geschäftsmann sich zeigt, bietet das großartigste

Beispiel der Einheit der Gegensätze Markt und Autonomie in der bürgerlichen Kunst. (Horkheimer/Adorno 1969, 166)

So bedeutsam dieser Widerspruch für die künstlerische Existenz sein und gewesen sein mag, die kapitalistische Organisation der kulturellen Produktion war in der Phase des beginnenden Kapitalismus sicher kein zentrales Problem für die sich entwickelnde Ökonomie. Bis heute kann als eine allgemeine Regel für das Etablieren des geistigen Eigentums formuliert werden, was sich in dieser Phase beobachten ließ: »In der Kultur und im Buchgewerbe wurde nachgeholt, was in der Welt der Landwirtschaft, des Gewerbes und der Industrie vielerorts schon etwas länger üblich war.« (Siegrist 2010, 15)

Das liegt zum einen daran, dass die Organisation des kulturellen Lebens und die Verfügung über seine Produkte keine rein ökonomischen Angelegenheiten sind.

Gesetzgeber und Staaten strebten die Bildung der Eliten, die Erziehung des Volkes und die Kultivierung des Bürgers und der Nation nie ausschließlich mit den Mitteln des Marktes und des geistigen Eigentums an. Vielmehr ging es ihnen darum, diese auf vielfältige andere – zum Beispiel bürokratische, berufliche und vereinsartige – Institutionen und Organisationen abzustimmen und ihnen bestimmte Funktionen in der Governance von Kultur, Wissen und Information zuzuweisen. (ibid., 19)

Zum anderen dürfte die Ursache in einem Missverhältnis liegen, das zwischen dem Aufwand für Regelungen des geistigen Eigentums und deren ökonomischer Bedeutung besteht. Aufwendig ist die Entwicklung des geistigen Eigentumsrechts, weil es sowohl dem am Sachenrecht entwickelten ökonomischen Paradigma genügen muss als auch den Besonderheiten kultureller Schaffensprozesse, die auf die Entwicklung und Bearbeitung geistiger Formen gerichtet sind. Das Ergebnis sind äußerst lange Verhandlungsprozesse zwischen den beteiligten Interessengruppen, die bis in die Gegenwart andauern. Dass der objektive Regelungsbedarf für die Gesamtgesellschaft dabei lange Zeit eher gering war, zeigt schon die Einschätzung, dass selbst die »Kulturmonopole [...] schwach und abhängig« gewesen sind, wenn sie mit den »mächtigsten Sektoren der Industrie, Stahl, Petroleum, Elektrizität, Chemie« verglichen wurden. (vgl. Horkheimer/Adorno 1969, 130)

Gleichwohl ist seit einigen Jahren eine Verstärkung sowohl der publizistischen Debatten als auch der gesetzgeberischen Initiativen auf einzelstaatlicher wie internationaler Ebene zu beobachten. Die Ursache hierfür wird vor allem in technologischen Entwicklungen im Bereich der Informationsverarbeitung und Kommunikation gesehen, die sich nicht nur auf den traditionellen Bereich kultureller Produktion, sondern – und sogar in erster Linie – auf eine Vielzahl von Herstellungsprozessen auswirkten.

Die Alltags- und Arbeitspraxis der Individuen hat sich ebenso verändert, wie sich neue Unternehmensmodelle (Organisation, Kooperation, Vernetzung usw.), neue Produktionsweisen (Automatisierung mittels IuK-Technologien) und neue Methoden der staatlichen Verwaltung des bürgerlichen Subjekts (»e-Government«) herausgebildet haben und es weiter tun. [...] Neben vielen anderen damit einhergehenden Veränderungen der gesellschaftlichen Verfasstheit hat daher geistig-kreative Schöpfung, die Entwicklung von Wissen und Information in allen nur erdenk-

lichen Sphären gesellschaftlicher Produktion, einen besonderen, und, will man den herrschenden Diskursen folgen, einen für die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kapitalismus zunehmend wichtigeren Stellenwert erhalten. (Nuss 2009, 312f.)

Ökonomische Anlässe von Eigentumsansprüchen

Sollen die gegenwärtigen Debatten um das geistige Eigentum richtig verstanden und beurteilt werden, dann ist es unumgänglich, sich ihrer ökonomischen Bedeutung zuzuwenden. Die aktuellen Diskurse verstellen dabei oft den Blick. Denn im Fokus von Öffentlichkeit und publizistischer Debatte stehen die Fragen des Kopierens von klassischen Gütern der Kulturindustrie (vor allem von Musik und Filmen). Doch das Ausmaß des gegenwärtigen Interesses am geistigen Eigentum lässt sich nicht allein damit erklären, dass sich mit internetfähigen Computern leistungsfähige Kopier- und Verteilungsmaschinen bis weit in den privaten Bereich hinein verbreitet haben. Es kann zwar nicht bestritten werden, dass die erweiterten technologischen Möglichkeiten zur Herstellung von Kopien für die Verwertung kulturindustrieller Waren ein erhebliches Problem bedeuten, die Intensität aber, mit der die auf professionelle Publikumsansprache spezialisierte Kulturindustrie die öffentliche Wahrnehmung der Debatte bestimmt, überdeckt andere gewichtige Aspekte ihres ökonomischen Hintergrunds. Um diesen Hintergrund aufzuhellen, ist es notwendig sich zu fragen, welche ökonomischen Dynamiken das geistige Eigentum immer wichtiger werden lassen.

Soll nicht die abwegige These vertreten werden, dass sich die Kulturindustrie seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zum führenden Zweig der kapitalistischen Ökonomie entwickelt habe, liefert der Blick auf die Geschichte der Debatte den Hinweis dafür, nach welcher Art ökonomischer Entwicklung zu suchen ist. Ihr bereits zitierter Ausgangspunkt lag in der Reorganisation der Publizistik durch die kapitalistische Ökonomie mit Autorinnen und Autoren als Warenproduzierenden.

Weitere Schübe erhielt die Auseinandersetzung dann aber schon aus nicht-kulturellen Bereichen der Produktion. Vor allem im Patentwesen entwickelte sich ein Komplex von Verwertungsrechten und Veröffentlichungspflichten, der das Ergebnis einer Unterordnung des Erfindens unter den industriellen Produktionsprozess war. Statt der privaten Liebhabereforschung der frühen Neuzeit, mit der zunächst kein finanzielles Interesse, sondern eher materieller Aufwand verbunden war,² entstand neben der öffentlichen auch die privat-kapitalistische Forschung als Geschäftsbereich, indem die Interessen der Erfindenden mit denen der sie beauftragenden und bezahlenden Industrie und denen einer allgemeinen Öffentlichkeit kollidierten. Doch diese Kämpfe sind im Prinzip seit der Mitte des 20. Jahrhunderts ausgetragen. Aktuelle Konflikte gibt es nur noch bei der Durchsetzung der gefundenen Kompromisse im Rahmen sich ausweitender globaler Handelsbeziehungen bzw. der Verlagerung der industriellen Produktion nach Asien und Lateinamerika, wo heute vielfach fertige Konsumgüter statt des in früheren Zeiten üblichen industriellen Halbzeugs hergestellt werden.

Der aktuelle Schub der Debatte muss seine Ursache also nicht nur jenseits der Rechte für Autorinnen und Autoren, sondern auch jenseits der Auseinandersetzungen um die Fragen der Industriepatente, Muster- und Markenschutzrechte haben. Auf die Frage, was heute der kapitalistischen Ökonomie unterworfen wird, nachdem das Schreiben und das Erfinden längst subsumiert sind, antworten Michael Hardt

und Antonio Negri, »was die kapitalistische Produktion hervorbringt, sind in zunehmenden Maß soziale Beziehungen und Lebensformen.« (Hardt/Negri 2010, 145) Dieses Feld der Produktion werde in der gegenwärtigen Transformation des Kapitalismus zum entscheidenden.

Das heißt selbstverständlich nicht, dass die Produktion materieller Güter, beispielsweise von Automobilen oder Stahl, verschwinden würde oder auch nur quantitativ zurückgehen müsste, sondern es bedeutet, dass ihr Wert zunehmend immateriellen Faktoren untergeordnet und von ihnen abhängig ist. (ibid., 146)

Die Produktion von Lebensformen

Aber was genau produziert die immaterielle Produktion? Eine eher traditionelle Antwort, die sich schon bei Horkheimer und Adorno findet, ist, dass den industriellen Gütern eine affektive, kulturelle Dimension hinzugefügt wird, die ihren Ausdruck in Reklame und Design findet. Die Diagnose – unabhängig von der These vom Ende der Konkurrenzgesellschaft, in deren Kontext die Beobachtungen gestellt wurden – war, das Produkt falle »schließlich mit der Reklame zusammen [...] Sie verfestigt das Band, das die Konsumenten an die großen Konzerne schmiedet. [...] Der Abbau einer gängigen Reklamepraxis durch eine einzelne Firma bedeutet einen Prestigeverlust« (Horkheimer/Adorno 1969: 171).

Verkauft werden mit anderen Worten nicht einfach Mittel zur Bewältigung der Aufgaben des Lebens, sondern mit diesen zusammengeschweißt Selbstbilder und Lebensstile, die ihren Ausdruck in den einzelnen Marken finden sollen. Durch diese Strategie ist eine vom Konsum dominierte Kultur entstanden, in der sich mit den Gütern klassische kulturelle Funktionen, wie die Orientierung durch Werteordnungen oder die Vorgabe von Mustern für die verschiedenen Lebenssituationen, verbinden. Das zum *Role Model* gewordene *Cliché* muss aber als Teil des Produktes geschützt werden. So erklärt sich zumindest, dass die Fragen des geistigen Eigentums auch jenseits von Patenten in die Welt der industriellen Produktion Einzug halten. Produkte haben heute fast zwangsläufig ein Design und eine affektiv-kulturelle Hülle, die sie zu Trägern geistiger Eigentumsansprüche macht.

Diese Entwicklung setzte sich bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch und wurde vom Ausbau der Muster- und Markenschutzrechte flankiert. Konflikte ergeben sich aus ihr heute nur, wenn die Entwicklung von Marken eine Ausweitung der Dauer zugesprochener geistiger Eigentumsrechte erfordert. Ein Fall, der aber aufgrund der inneren Dynamik dieses Feldes, das ständig Anpassungen und Überarbeitungen der Marketingstrategien erfordert, nur äußerst selten eintritt.

Das charakteristische Beispiel dafür, dass die dauerhafte Garantie geistiger Eigentumsrechte tatsächlich wirtschaftlich entscheidender sein kann als das beworbene Produkt, stammt nicht zufällig aus dem Bereich der Kulturindustrie selbst. Ausgehend von Walt Disneys Figuren wurde eine ganze Produktpalette entwickelt, statt dass wie sonst üblich die Marke für bestehende Produkte entstand. Der Fall Disney deutet damit zum einen das ökonomische Potenzial der Vermischung von kulturindustriellem Produkt und Marke an, zeigt aber zum anderen auch die Schwierigkeiten, vor denen eine Umkehrung der Verhältnisse von kultureller und materieller Dimension steht, solange die geistigen Eigentumsrechte an das Modell der kulturellen Au-

toreschaft gekoppelt sind und nicht die in der dinglichen Produktionswelt übliche zeitlich unbeschränkte Dauer haben.

Es ist daher nicht überraschend, dass aufgrund dieser Probleme der im kulturellen Bereich durchgesetzte Kompromiss zur Länge der Ansprüche regelmäßig angegriffen wird. Angegriffen wird damit ein Kompromiss, der sowohl den Produktionsbedingungen von Autorinnen und Autoren sowie den Vielfältigungs- bzw. Vertriebsinstanzen der Kulturprodukte auf der einen Seite und der Entwicklung der öffentlichen Kultur auf der Gegenseite förderlich sein soll. Diese Angriffe blieben bisher nicht wirkungslos, veränderten aber nur die Dauer des Eigentumsschutzes, nicht aber seinen prinzipiellen Charakter.

Hardt und Negri zielen mit ihrer Analyse aber gar nicht auf die Ausweitung dieses klassischen Bereichs einer Verquickung der materiellen Produktion mit affektiven und kulturellen Komponenten. Vielmehr sehen sie das Kapital, das bei der eben beschriebenen Umformung der traditionellen Industrieproduktion federführend bleibt,

zunehmend außerhalb eines Produktionsprozesses, in dem es immer weniger Funktionen ausübt. Die biopolitische Arbeitskraft spielt nicht mehr die Rolle eines Organs im kapitalistischen Körper, sondern wird zunehmend autonom; das Kapital hingegen schwebt parasitär über ihr, mit Disziplinarregimen, Apparaten der Aneignung, Finanznetzwerken und Ähnlichem. (Hardt/Negri 2010, 156)

Wie es das Zitat schon nahe legt, ist hier unter »biopolitischer Arbeitskraft« keine Fähigkeit zu einer wie auch immer gearteten Warenproduktion zu verstehen, sondern das Potenzial in soziale Beziehungen einzutreten und diese zu gestalten. Wie das Kapital an diesen Beziehungen partizipieren kann, verdeutlicht das Beispiel des Immobilienhandels:

Zweifellos ist man sich heutzutage in der Immobilienökonomie vollkommen darüber im Klaren, dass der Wert einer Wohnung, eines Hauses oder Grundstücks in der Stadt nicht ausschließlich auf intrinsischen Merkmalen beruht, beispielsweise auf der Qualität der Bauausführung oder auf der Größe des Gebäudes, sondern auch und sogar hauptsächlich durch Externalitäten bestimmt ist – wobei negative Externalitäten wie Luftverschmutzung, hohe Verkehrsbelastung, eine laute Nachbarschaft, eine hohe Kriminalitätsrate und die Diskothek im Erdgeschoss, die einen Samstagabend nicht zur Ruhe kommen lässt, ebenso zu Buche schlagen wie positive Externalitäten, wozu etwa ein Spielplatz in der Nähe, ein dynamisches Kulturleben vor Ort, Möglichkeiten zum intellektuellen Austausch oder friedvolle und stimulierende soziale Kontakte zählen. (ibid., 168)

Es sind die letztgenannten äußeren Faktoren des Immobilienpreises, die Hardt und Negri als Resultate einer verwirklichten »biopolitischen Arbeitskraft« ansehen.

Doch nicht nur aus der europäischen Perspektive mit ihrer Tradition der Stadtplanung und dem aus ihr entstandenen Quartiersmanagement wirft dieses Beispiel Fragen auf. In den europäischen Großstädten achten die Unternehmen, die über ganze Wohnanlagen verfügen, zunehmend auf die Entwicklung der sozialen Struktur ihrer Mieterinnen und Mieter, setzen private Sicherheitsdienste ein, organisieren Stadtteilstunden und sorgen gegebenenfalls für die Ansiedlung sozialer Hilfsangebote. Zudem wird schon in der Planungsphase von solchen Wohnbauprojekten versucht, auf die Entwicklung des kulturellen und sozialen Umfelds Einfluss zu nehmen. Dass

solche Einflussnahmen auch im Rahmen kommunal finanzierter Projekte betrieben werden, ändert nichts an der Diagnose, dass hier keineswegs von selbst ablaufende Prozesse des sozialen Lebens von einer parasitären Kapitalgesellschaft zur Wertegene mitgenutzt würden. Vielmehr wird vonseiten des Kapitals aktiv und mitunter auch gestützt auf repressive Maßnahmen die Formierung sozialer Verhältnisse zu steuern versucht.

Die durch Erschließungsfirmen festgelegten Konzepte von Wohneigentumsplanstädten, also auch von den berüchtigten *gated communities*, zu denen nur Bewohnerinnen, Bewohner, deren Gäste und die Angestellten von Dienstleistungsbetrieben Zugang haben, können in diesem Zusammenhang sogar noch einen Schritt weitergehen. Wer in ihnen leben will, muss sich verpflichten, dem vorgeschriebenen Katalog von Regularien des sozialen Lebens zu entsprechen, der vom betreibenden Unternehmen festgelegt wurde.³

Hardts und Negris Einschätzung, dass solche Lebensformen kein handelbares Gut seien, ist schlicht falsch. Wie bei den Versprechungen der Reklame und des Designs sind sie zwar an einen materiellen Träger gebunden, werden aber zunehmend als integraler Teil von dessen Herstellungsprozess begriffen. Die externen Faktoren des Sozialen und Politischen werden in dem Maße, in dem sie der unternehmerischen oder institutionellen Beeinflussung unterworfen sind, zu internen.

Eine besondere Dynamik für die Entwicklung des geistigen Eigentums folgt aus dieser Unterwerfung des kommunalen Lebens unter Prinzipien der kapitalistischen Produktion aber bisher nicht, auch wenn natürlich die architektonischen Entwürfe und sozialen Regelwerke nach entsprechenden Normen behandelt werden. Viel wichtiger für die Steuerung des individuellen Verhaltens bis hin zur Durchsetzung von ganzen Lebensformen ist dafür aber ein anderes Gebiet, das unter die Rubrik geistiges Eigentum fällt: Die Sammlung, Auswertung und Aufbereitung von persönlichen Daten.

Data-Mining für ein soziales Leben als Dienstleistung

Auf dem Feld der Datensammlung und -verarbeitung gibt es zurzeit die massivsten Versuche, das soziale Verhalten dem Paradigma kapitalistischer Verwertung zu unterwerfen. Mit den sozialen Angeboten im Internet wird das soziale Leben nicht neu initiiert, es wird aber in eine neue Umgebung verlagert, in der es für die Anbieter solcher Dienste leichter durchschaubar wird. Auf die Struktur sozialer Kontakte hat diese Verlagerung erst eine Auswirkung, wenn in die Infrastruktur die Aufbereitung der gewonnenen Daten integriert wird. Diese Integration verleiht den Diensten das Potenzial, sich zu einem Organisationsinstrument des sozialen Lebens zu entwickeln, auf das (selbst bei der bei gegebenen Umständen erfolgenden Erhebung einer Gebühr) nur noch schwer verzichtet werden kann.

So sagt Eric Schmidt, Vorstandschef von Google Inc., die Entwicklung von Onlinediensten voraus, die auf der Sammlung persönlicher und sozialer Daten beruhen:

[I]n fünf bis zehn Jahren wird das Gerät wissen, was um den Nutzer herum passiert, und es wird Vorschläge machen, was für den Nutzer besonders wichtig ist. Das Gerät wird also wissen, ob der Nutzer lieber Oper hört oder lieber den Film anschaut. Die nächste Stufe werden dann die Freunde sein. Das Gerät wird mir sagen, ob einer meiner Freunde auch gerade in Berlin ist und ob es ihn kontak-

tieren soll. [...] Diese Informationen muss man vorher hinterlassen haben, zum Beispiel über eine Liste der Freunde. [...] Man braucht [dafür] den Social Graph, also die Verknüpfungen der Freundschaften [...] Den Social Graph kann man von Facebook bekommen, von Twitter oder auch selbst erstellen. (Schmidt 2010, 31)

Die eigentliche ökonomische Bedeutung liegt also in der Weitergabe der gewonnenen Daten an jene, die affektiv-kulturelle Dimensionen der Produktion produzieren und anpassen müssen. Hier lässt sich zum einen die Wirksamkeit des Affektiven durch die Verknüpfung mit sozialen Beziehungen steigern, was vor allem in Form personalisierter Werbung geschieht, die auf dem Verweis auf den Konsum von Freundinnen oder Bekannten beruht (vgl. *ibid.*). Zum anderen ermöglicht es die statistische Auswertung der Vielzahl persönlicher Daten, die Mittel der affektiv-kulturellen Produktion, also etwa die Lebensformentwürfe, auf ihre Wirksamkeit und ihre Entwicklungsmöglichkeiten einzuschätzen. Die aufbereiteten Daten sind somit eine Ressource in der sich verändernden Ökonomie des Kapitalismus.

Dabei ist das *Data-Mining* nicht mehr oder weniger »parasitär«, als es die Rohstoffgewinnung im Kapitalismus von jeher war. Die neue wie die alte Rohstoffgewinnung geht von etwas aus, das es unabhängig vom Stattfinden kapitalistischer Produktionsprozesse gibt. Die Extraktion der Ressourcen allerdings ist kein trivialer, sondern ein mit Kapitalinvestitionen und Arbeitsprozessen verbundener Akt, der die Ressource in die kapitalistische Wertschöpfung einführt, wo sie als Eigentum und Ware existiert. Der Sprung vom materiellen zum immateriellen Produktionsparadigma ist in dieser Beziehung nicht groß. Und anders als bei der Verwandlung von Lebewesen in Repräsentanten eines genetischen Codes oder eines biochemischen Produktionsprozesses sind sogar die Konsequenzen innerhalb der Eigentumsordnung vergleichsweise harmlos, weil mit der Datenaufbereitung nicht die sozialen Beziehungen selbst unzugänglich werden wie bei Pflanzen, auf die Patente angemeldet wurden.

Das Konfliktpotenzial des *Data-Minings* liegt an einer anderen Stelle. Nicht, dass die Gewährung geistigen Eigentums den Produktionsprozess wie bei ingenieurtechnischen Entwicklungen, medizinischen Forschungen oder in der Landwirtschaft zu ersticken droht, ist das Problem, sondern dass die gewonnenen Daten zur Persönlichkeits- und sogar Intimsphäre der Beobachteten gehören. Statt eines Konflikts über Eigentumsformen entsteht also ein Konflikt mit den Datenschutzrechten, die als grundlegende Persönlichkeitsrechte nicht einfach zugunsten der ökonomischen Dynamik aufgegeben werden können, auch wenn es nahe liegt, ihre Beschneidung in dem Maße zu prognostizieren, in dem die ökonomische Entwicklung drängender wird.

Die organisatorische Funktion des Eigentums

Der Krisenprognose, die sich bei Hardt und Negri findet, ist im Gegensatz zur getroffenen Vorhersage der konfliktreichen Weiterentwicklung der geistigen Eigentumsrechte nicht zuzustimmen. Die beiden behaupten: »Die Kräfte der neuen technischen Zusammensetzung der Arbeit sind durch die Mechanismen kapitalistischer Kontrolle nicht zu bändigen, das kapitalistische Kommando wird tatsächlich zunehmend zur Fessel der Produktivität biopolitischer Arbeit.« (Hardt/Negri 2010, 157) Das hieße auch, dass die Fortschreibung geistiger Eigentumsrechte eine Sackgasse der ökonomischen Entwicklung darstellt.

mischen Entwicklung ist, weil das Eigentum insgesamt im Prozess der Reproduktion der Gesellschaft nicht nur funktionslos, sondern kontraproduktiv geworden ist.

Mit einer solchen Einschätzung wird aber, wie dargestellt, unterschätzt, wie stark die organisatorische Rolle des Kapitals bei der Gestaltung sozialer Lebenswelten bereits ist oder über die verschiedenen Ansatzpunkte noch werden kann. Dieser Fehler unterläuft Hardt und Negri, weil ihr Konzept der Organisation von Tätigkeiten auf der unmittelbaren Ebene des (gemeinsamen) Handelns einsetzt. Auf dieser Ebene ist es durchaus richtig, dass direkte Anweisungen und permanente Kontrollen im Bereich der affektiven und kulturellen Produktion insgesamt keine Steigerung der Arbeitsintensität bewirken, sondern im Gegenteil zur »Fessel der Produktivität« werden. Doch dieses – wie die Autoren zugeben – altbackene Bild der Organisationsfunktion des Kapitals verfehlt die Verhältnisse der Gegenwart. Statt nun aber aus diesem Mangel des alten Bildes ein Verschwinden der Organisationsfunktion zu folgern, ist es richtig, die Organisationsvorgänge heute auf einer anderen Ebene zu suchen.

Die kapitalistische Organisation der affektiv-kulturellen Dimension der Produktion vollzieht sich in Zielvorgaben, die etwa für die von Hardt und Negri als »Externalitäten« bezeichneten Faktoren für die Bewertung von Immobilien gemacht werden. Diese Zielvorgaben gilt es im kapitalistisch induzierten immateriellen Produktionsbereich zu erreichen. Für sie werden Konzepte entworfen und Ressourcen bereit gestellt. Jenseits ihrer ist das Soziale irrelevant.

Was das Kapital organisiert sind anders als im Taylorismus der Mitte des letzten Jahrhunderts nicht die einzelnen Handgriffe der industriellen Produktion, sondern die Tätigkeiten, die als Arbeit anerkannt werden und damit den sie Ausführenden den Lohn einbringen, der es ihnen ermöglicht, am Tausch der kapitalistischen Warenwelt teilzunehmen. Nirgends ist derzeit zu sehen, dass der Übergang zur stärkeren Bedeutung affektiv-kultureller Produktionskomponenten an diesem Zwangszusammenhang etwas ändert, indem die individuelle Existenz von solcherart organisierten Tätigkeiten unabhängiger würde.

Letztlich ist die kapitalistische Produktionsweise auch in der Gegenwart ein Modus, die gesellschaftliche Arbeitsteilung zu organisieren und die Verteilung und Ausübung der vielen Einzelarbeiten so zu koordinieren, dass die gesellschaftliche Reproduktion gewährleistet wird. Das Kapital in seinen verschiedenen Erscheinungsformen vom Industrie- bis zum Finanzkapital erfüllt – wenn auch in vielen Punkten mehr schlecht als recht – diese Funktion. Es ist in diesem Sinn politisch, obwohl es dabei zugleich auch vollkommen a-politisch ist, weil es sich dem Bedürfnis nach aktiver Einflussnahme der von seiner Steuerung Betroffenen entzieht und stur seine ökonomischen Gesetzmäßigkeiten exekutiert, als wäre es nicht ein von Menschen in Gang gehaltener Modus der Produktion, sondern eine Naturgewalt.

Ganz entgegen der Prognose von Hardt und Negri, die den Kapitalismus als einen an sein Ende gekommenen Modus der Produktionsorganisation darstellt, lässt sich gegenwärtig also ein Prozess der Unterwerfung neuer Sphären des sozialen Lebens unter die kapitalistische Produktionsweise in seinen Anfängen beobachten. Dieser Prozess bietet kaum Anlass zur Hoffnung, denn er bedeutet, dass weitere Dimensionen der menschlichen Existenz einer Organisationsmacht unterworfen werden, die sich selbst jeder zielbewussten oder auch nur planvollen Beherrschung entzieht. Die ursprüngliche Verknüpfung von Eigentum und Liberalität verliert so nicht nur im

Rahmen des Konfliktes zwischen geistigen Eigentumsrechten an Datensammlungen und dem Schutz der Privatsphäre an Überzeugungskraft.

Die neuen ökonomischen Veränderungsprozesse bedeuten auch, dass die Rolle des Eigentums im Rahmen der Stärkung affektiver und kultureller Komponenten der kapitalistischen Produktion nicht kleiner, sondern stärker wird. Die Auseinandersetzungen um das geistige Eigentum, seine Dauer und seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von materiellen Produkten gehören in diesen Kontext, auch wenn sie in der Regel mit einem zu engen Blick geführt werden, der ihren ökonomischen Hintergrund nicht deutlich und umfassend genug wahrzunehmen vermag. Wird dieser Hintergrund in den Blick genommen, dann wird offensichtlich, dass viele der als über den Kapitalismus hinausweisend angesehenen Konflikte Ausdruck einer Transformation der Ökonomie und der mit ihr notwendigerweise verbundenen Anpassungen im rechtlichen Überbau sind.

Literatur

- Bently, Lionel/ Kretschmer, Martin (Hg.) Primary Sources on Copyright (1450 – 1900), unter: www.copyrighthistory.org
- Hardt, Michael/ Negri, Antonio (2010) *Common Wealth*. Das Ende des Eigentums, Frankfurt/M. und New York
- Horkheimer, Max/ Adorno, Theodor W. (1969) *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt/M.
- Nuss, Sabine (2009) Naturalisierung als Legitimationsstrategie. Kritik der Debatte um geistiges Eigentum im informationellen Kapitalismus, in: Ingo Elbe/ Sven Ellmers (Hg.) *Eigentum, Gesellschaftsvertrag, Staat*, Münster, S. 312–338
- Ostwald, Wilhelm (2003) *Lebenslinien*. Eine Selbstbiographie. Nach der Ausgabe von 1926/27 überarbeitet und kommentiert von Karl Hansel, Stuttgart und Leipzig
- Schmidt, Eric (2010) *Offenheit ist meine Religion* (Interview), in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 9. September, S. 31
- Siegrist, Hannes (2010) Strategien der Prozesse der »Propertisierung« kultureller Beziehungen. Die Rolle von Urheber- und geistigen Eigentumsrechten in der Institutionalisierung moderner europäischer Kulturen (18.–20. Jh.), in: Stefan Leible, Ansgar Ohly und Herbert Zech (Hg.) *Wissen. Märkte. Geistiges Eigentum*, Tübingen, S. 3–36

Anmerkungen

- 1 Als kommentierte Quellensammlung zur Entwicklung des geistigen Eigentums vgl. auch Lionel Bently und Martin Kretschmer (Hg.), *Primary Sources on Copyright (1450–1900)*, unter: www.copyrighthistory.org.
- 2 Ein gutes Beispiel dafür, wie sich die Unterschiede der Forschungsmotivation bis in die Fragestellungen auch der zunächst scheinbar industrieunabhängig erfolgenden Forschung hinein verfolgen lassen, liefern die Farbenlehren von Johann Wolfgang Goethe und Wilhelm Ostwald. Dass Letzterer auch seine Grundlagenforschung auf die Industrie ausgerichtet hatte, zeigt noch seine Reaktion auf das ausbleibende Echo aus dieser Richtung: »Darum kann ich mit Ruhe die notwendige Durchdringung der zugehörigen Wissenschaften und Industrien mit den neuen Gedanken vor sich gehen lassen. Denn die Frage, wie bald dies geschieht, ist für jene viel wichtiger als für mich.« (Ostwald 2003: 591)
- 3 So ist es in der vom Disneykonzern in den Sümpfen Floridas errichteten Modellstadt Celebration unter anderem untersagt, sich über Moskitos zu beschweren.